

Die Neue Welt



Nr. 44

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Der Steinklopfer.

Von Franz Evers.

Er sitzt am Weg und klopft die harten Steine . . . Im schmalen Schatten einer Pappel ruht
Die Straße staubt in weißer Sonnengluth . . . Sein stilles Weib, den Sohn an junger Brust —
Kein Mensch ist nahe. Und athmet leise.

Einkönig hallt sein harter Hammerschlag.
Doch manchmal schaut er stumm auf seine Weiden
Mit nasser Stirn . . .
Aber aus seinem Klopfen klingt viel Glück.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsbruders. Von F. Niebeck.
(Fortsetzung.)

Alle Leute dachten damals, sie würden alle Beide sterben," sprach eine der Erzählerinnen.
"Unkraut verdirbt nicht," bemerkte die Andere.
"Und das Fräulein ist gestorben?" fragte ich.
"Am Nervenfieber," lautete die Antwort. "Vorher hat sie, halb im Fieber, noch schockmal erzählt, was der Kaplan im Beichtstuhl zu ihr gesagt, und wie sie den Hund umgebracht hat."
"Die blutigen Augen hat sie nicht vergessen können, daran ist sie zu Grunde gegangen."
"Ist die Frau noch immer so fromm, wie früher?"
"Fromm? — Sie geht alle Tage in die Kirche, sie betet den ganzen Tag, sie besucht die Geistlichen und — sie kuzonirt uns und ersticht nächstens vor Geiz. Auf heilige Messen langt's, aber . . ."
Die Sprecherin hielt erschrocken inne, weil von den Zimmern her heftiges Klagegeschrei erscholl.
"Er ist todt!" sagten wir uns, und unwillkürlich falteten wir die Hände zum Gebet.
Dann griff ich nach Stock und Berliner und eilte hinaus. An einer offenen Thür, an der ich vorbeigehen mußte, standen die Frau Oberst und die Nonne. Die Eine schluchzte und jammerte, als sei sie untröstlich; die Andere stützte sie mit den Armen und sprach ihr Muth zu.
"Verzagen Sie nicht! Danken Sie Gott, daß er ausgelitten hat!"
Ich ging schnell vorüber, doch ich gewahrte noch, wie mir die alte Dame unter Thränen hervor einen bösen Blick zuwarf.
Fürchtete sie, daß ich zu viel Kaffee getrunken, oder daß ich den Kaffeelöffel eingesteckt hatte? . . .

tigte, so wirkte sie doch in einer Beziehung wohlthätig und befreiend auf mein Gemüth. Oft noch nach jenen erschütternden religiösen Innenkämpfen und Zweifelsqualen, die ich in Thalungen erduldet hatte, tauchten aus verärrten Gründen meiner Seele dämonische Mahner empor und peinigten mich mit der Drohung, daß keine Buße den Frevel tilgen könne, den ich begehe, indem ich mich den Sagen der heiligen katholischen Kirche nicht füge. Und mehr als einmal versuchte ich, meine Abneigung gegen das Ceremoniell dieser Kirche zu bezwingen; mehr als einmal war ich im Begriff, reumüthig zu beichten und mich dadurch zu befreien von den quälenden Nachtgespenstern; doch die Versuche mißlangten, weil meine Abneigung seit früher Jugend mit mir groß und dadurch unüberwindlich geworden war. Die Erzählung der Mägde wirkte nun, bei all ihrer Tragik, wie eine Erlösung auf mich. Indem ich bedachte, daß die Frau Oberst trotz ihres unedlen Wesens bei den Priestern als eine gute Dienerin der Kirche galt, während ihre herzensreine Tochter durch einen grausamen Bußbefehl in Verzweiflung, Wahnsinn und Tod getrieben wurde, erschien mir die Geschichte wie eine glänzende Rechtfertigung meines religiösen Verhaltens.

Sie wäre vielleicht geeignet gewesen, mich für immer zu schützen gegen Zweifelsanfalle der angebotenen Art, wenn ich fähig gewesen wäre, unter der Gewalt ihres ersten Eindruckes über mein Verhältniß zur Kirche nachzugrübeln und dabei die ganze Beweiskraft des Vorganges für mich auszunutzen. Allein in meiner jammervollen Lage hatte ich so viel für den Leib zu sorgen, daß die Seele dabei zu kurz kam.

Achtundzwanzigstes Kapitel. Eine Penne.

Dreizehn — o die Unglückszahl! — dreizehn Pfennige betrug mein Vermögen, als ich, spät Abends bei schrecklichem Sturmwetter die sächsische

Grenze überschritt und bald darauf in ein sächsisches Städtchen einzog. Ach, ich besaß so wenig Selbsteinnuth, so wenig Geist für das Metier eines Stromers!

Dreizehn Pfennige — und mindestens an dreißig Thüren hatte ich anzuklopfen gewagt. Die meisten waren mir, kaum geöffnet, vor der Nase zugeschlagen worden. Völlig geläufig war mir die Theorie des Fachtens; ich hatte sie ja bei meinem Fachtmeister in kurzer Zeit gründlich studirt, aber die Praxis, die Praxis! . . . Unverschämtheit ist eben eine Gabe, die man schon vor der Geburt empfangen haben muß; keine gütige Fee kann sie später mehr verleihen. Wer als Hase auf die Welt kommt, bleibt allemal ein Hase.

Bald am Eingang des Städtchens befand sich eine Herberge. Ich begab mich hinein und ließ mich in der Nähe der Thür auf einen Stuhl nieder, wobei ich mir vorkam, wie ein abgeschiedener Sünder, der sich frech ins liebe Himmelreich eingeschlichen hat, aber jeden Augenblick in der Angst lebt, erkannt und in den Pfuhl des ewigen Verderbens geschleudert zu werden.

"Nur dreizehn Pfennige! . . . wie konntest Du wagen, mit einem solchen Lumpengeld in eine Herberge zu gehen!" erklang es in mir. "Für dreizehn Pfennige giebt's kein Nachtquartier . . . Und gibts welches, wer zahlt dann Deine Bede? Du mußt doch etwas verzehren, wie es überall Sitte ist! Die Herbergsleute wollen leben; sie haben vielleicht ein Rudel Kinder zu ernähren . . ."

Die Herbergsstube war eng und düster und schmuzzig. Etwa ein Drittel des schmalen Zimmeraumes war von dem übrigen Raum abgetrennt durch einen gebrechlich aussehenden Schanktisch, auf dem, wie ein trauriges Ueberbleibsel einer dahingeschwundenen Kulturepoche, eine alte Oelfungel brannte. Sie bildete die einzige Beleuchtung und erfüllte das Zimmer mit Qualm und Gestank. Neben ihr standen eine geöffnete Schnapsflasche und etliche Gläser.

So untröstlich auch die Geschichte von Mathilde und ihrem Hunde war und so sehr sie mich auch erregte und noch lange Zeit in Gedanken beschäf-

Anker mir waren zwei Personen anwesend; der Herbergsvater und ein Kunde. Der Erstere, ein starker, stämmiger Mann, mit dunklem Vollbart und b'haft stehenden Augen, lehnte mit ver-schränkten Armen am Schanktisch und plauderte mit dem neben ihm sitzenden Kunden. Dabei schielte er fast beständig zu mir herüber, und seine Augen sprachen zornig: „Du dort scheinst mir auch der richtige Vogel zu sein, das sieht man Dir schon an! Weshalb thust Du den Schnabel nicht auf? Kannst wohl nicht fliegen, weil das Metall fehlt?“

Endlich fragte er unwirsch: „Wollen Sie einen Schnaps?“

„Ja!“ . . . Ich glaubte ihm diese Antwort schuldig zu sein.

„Das soll man riechen,“ brummte er und wach-selte mit dem anderen Kunden einen verständniß-vollen Blick.

Er brachte den Schnaps und ich entnahm aus der Westentasche mit heimlichem Grinsen den Betrag von fünf Pfennigen. Blieben noch acht Pfennige.

„Wenn ich in die Penne komme, ist es das Erste, daß ich mich stärken,“ sagte der Kunde, der den Blick des Herbergsvaters richtig gedeutet hatte.

„Das thut Jeder,“ entgegnete dieser.

„Wenn ich den ganzen Tag tipple und dasse, muß ich mir Abends was anthun!“

„Richtig!“ sagte der Herbergsvater und schoß mir dabei einen fragenden Blick zu, ob ich etwa anderer Meinung sei.

Als Antwort führte ich mein Schnapsglas an den Mund und leerte es mit Todesverachtung . . . Huh — wie das brante, wie ekelhaft das Geißf war! Die Gesichtsmuskeln zogen sich krampfhaft zusammen und eine Art Schüttelfrost packte mich; doch um mir keine Blöße zu geben, bewahrte ich mit aller Kraft meine ruhige Fassung und setzte ge-lassen, als ob ich einen Schluck Wasser zu mir ge-nommen hätte, das Glas auf den Tisch.

Poß Schwefel, war das ein Gift! Mein ganzes Innere revoltierte dagegen.

„Noch einen?“ fragte der Vater, und aus seinen Teufelsaugen leuchtete ein Schimmer von Wohl-wollen.

Ich muß wohl bejahend geantwortet haben, denn er brachte die Flasche, füllte mein Glas und sagte: „Das wärmt!“

Ich zählte abermals fünf Pfennige von meinem Baarbesitzthum ab, und das Entsetzen packte mich. Mit welcher Verächtlichkeit er mein schönes Kupfer einstrich! Nur so mit zwei Fingern schubste er es nachlässig, ohne es anzublicken, in die andere Hand, ließ es in die Tasche gleiten und schnitt ein Gesicht, als sei ihm jede Bewegung leid, die er solcher Bettel-pfennige wegen mache.

Aber das war Verstellung, wie ich sogleich ge-merkt hatte. Seine Seele zitterte in Eier nach den braunen Münzen; sie den Kunden, die in seine Schmutzspelnke geriethen, durch elenden Fusel ab-zulocken, war die große Mission seines Lebens.

In Schmach und Angst hatte ich das schöne Geld mühsam sammelt gesammelt und jeden Pfennig als eine werthvolle Errungenschaft angesehen; liebe-voll hatte ich seine Prägung, seine Jahreszahl be-trachtet und die Merkmale studirt, die ihn von anderen Pfennigen unterschieden, und jeder hatte mir ein Quentchen Hoffnung und Trost geendet. Und nun warf ich meinen armseligen Reichtum hin für ein Getränk, das mir Granen verursachte, — nein, ich warf ihn hin, um den schwarzbärtigen Bettelmünzensammler zufrieden zu stellen, um ihn in den Glauben zu versetzen, daß auch ich ein „tastier“ Kunde sei.

„Hier, Sorof her!“ rief der andere Kunde.

Der Vater schmunzelte befriedigt und goß dem Gaste „Sorof“ ein. „Da sieht man gleich, was Kaffe ist!“ schmeichelte er.

„Am Tage dalk ich zünftig und Abends schmor ich zünftig!“ erwiderte prahlerisch der Kunde, soff sein Glas mit einem heftigen Zuge leer und ließ es abermals füllen. Ich bewunderte ihn ehrlich.

Er war ein hübsches, flott aussehendes, brünettes Bürschchen von etwa zwanzig Jahren, mit langen, wulstigen Kraushaaren, feinem Schnurrärtchen und

dumm-lecken, herausfordernden Augen. Daß ihm das Fuselgeist als eine Wohlthat erscheinen konnte, war unmöglich, aber das Lob, das ihm der schlaue Gisthändler spendete, that ihm wohl und erfüllte ihn mit kindischem Stolz, und so goß er den flüssigen Höllebrand in die Kehle, um immer mehr des berausenden Lobes zu erlangen. Nicht wählerisch in dieser Kostsorte, legte er sich nebenher auch am Eigenlob.

„Sie scheinen ein gehenttes Nas zu sein!“ sagte der Herbergsvater und lächelte den Kunden zutrau-lich an.

„Das bin ich!“ sagte dieser, hochbeglückt durch solche Schmeichelei. „Mir kommt nich bald eener gleich; im Tippeln nicht, im Dalsen nicht und im Schweechn nicht!“

Unter „Schweechn“ verstand er das Schnaps-trinken; ich lernte diesen Ausdruck später kennen.

Bei den letzten Worten traf mich aus seinen Augen ein feindseliger Blick. Er verachtete mich, weil der Herbergsvater einen verächtlichen Ton gegen mich angeschlagen hatte; er zeigte sich gehässig, wie ein aufmerksamer Hund, der alle Leute anknurrt, die sein Herr nicht leiden mag.

Ich fühlte, daß ich bei diesen beiden Menschen auf Erbarmen nicht zu rechnen hatte, und ein schweres Bangen ergriff mich bei dem Gedanken, daß ich die Nacht unter freiem Himmel verbringen müsse. Draußen hatte es nahezu den ganzen Tag geregnet und dabei regierte eine rauhe Herbstkälte. Ich war dürrnäst, hungrig und todtmüde und Leib und Seele sträubten sich angstvoll, das schützende Dach zu verlassen.

Was anfangen? Die seelische Erregung, die Müdigkeit und die Furcht vor der bösen Nacht lähmten meine Denkkraft. So viel war mir klar, daß ich mit dem Manne über meine Lage reden mußte, nur wußte ich nicht, wie ich anfangen und was ich sagen sollte, denn auf eine Gnade hatte ich von ihm nicht zu rechnen, das lehrte deutlich sein ganzes Wesen.

Instinktiv empfand ich, daß dieser Natur am ehesten durch Frechheit, keineswegs jedoch durch Bitten und Flehen beizukommen sei, und instinktiv handelte ich darnach. Ich tändelte mit dem gefüllten Schnapsglase, und wenn ich mich unbeachtet sah, goß ich Tropfen um Tropfen unter den Tisch. Und dann, als mich zufällig wieder der Blick des Vaters traf, ergriff ich das Glas mit ganzer Hand, that, als sei es noch gefüllt, leerte es auf einen Nuck und beleckte mir die Lippen, als sei es schade um jedes Atom des köstlichen Seines.

„Famoser Schnaps,“ sprach ich.

Der Mann wandte mir das Gesicht zu und ich glaubte, daß kalter Hohn darin zu lesen stand. Ueberzeugt, daß er die Unwahrheit meines Lobes erkannt hatte, suchte ich vor Scham zusammen.

Jetzt kam er zu mir her und streckte die Hand nach dem Glase aus, sicherlich in der Absicht, es nochmals zu füllen. Der entscheidende Augenblick war gekommen.

„Ich wollte eigentlich das Nest hent Abend noch abkloppen,“ begann ich, „aber ich war so müde, daß ich erst morgen . . .“

„Wollen Sie noch?“ unterbrach er mich, auf das Glas deutend und ohne auf meine Rede zu achten.

Die Verlegenheit, in die mich die Frage ver-setzte, brachte mich zu einem mannhafteu Entschluß.

„Hören Sie, Vater, ich möchte über Nacht bleiben! Ich gebe Ihnen meinen ganzen Berliner als Pfand; ein ganz neuer Anzug steckt drin. Morgen früh kloppe ich das Nest ab.“

Schon bevor ich ausgeredet hatte, wandte er mir den Rücken und ging zurück an den Schanktisch. Nach einer unheimlichen Pause stieß er ein kurzes Lachen aus und sagte, ohne mich anzublicken: „Ich habe kein Pfandhaus.“

„Morgen bekommen Sie ja Ihr Geld!“ rief ich bittend. „Ich will Ihnen zeigen, was ich im Berliner habe . . .“

Er schüttelte den Kopf und erwiderte grob: „Wer in die Penne kommt, muß Zwirn haben, und wenn Ihnen der Zwirn fehlt, haben Sie hier nichts zu suchen!“

„Aber, Herr Vater, ich kann doch nicht in dieser Nacht . . .“

„Neben Sie nicht, gehn Sie Ihrer Wege!“

„Ich erfriere ja . . .“

„Wenns Ihnen Spaß macht, so erfrieren Sie! Mit Leuten, die nicht im Stande sind, den Tag über so viel zusammen zu dalsen, als sie Abends in der Penne brauchen, habe ich kein Mitleid!“

Er setzte sich auf die Kante des Schanktisches, verschränkte die Arme und lächelte den anderen Kunden huldvoll an.

Ich erhob mich, blieb aber unschlüssig und wie gebannt stehen. Es erschien mir unmöglich, in meinem ermatteten Zustande in die kalte, finstere Regennacht hinaus zu gehen.

„Wenn ich Minister wäre, so dürften nur stramme Leute — nur taste Kunden auf die Walze gehn,“ sagte der andere Kunde.

„Ach, ja!“ seufzte der Herbergsvater. „Wenn ich bedenke, was die Kerls früher angeschleppt brachten! Das war eine Lust! Zwirn hatten sie, daß sie die ganze Nacht wie die Bürstenbinder sofften, und Pidas — ganze Berge! Heute reichs nicht mehr auf Schlummerties. Man kann dabei ver-hungern — ach ja!“

Ein neuer Seufzer entrang sich seinen Lippen. Trotz des eigenen Unglücks fühlte ich Mitleid für ihn.

„Ein tastier Kunde hat immer Zwirn,“ sagte der Andere. „Heute früh lag ich bis Neun im Sänftling. Zum Frühstück ließ ich mir für anderthalb Bleier drei pflanmenweiche Eier kochen, dann schob ich los. Bis zum Abend hatte ich zwei Flaschen* beisammen. Die Schlag ich jetzt todt. Was ich am Tage zusammendasse, laß ich Abends auf der Penne sitzen. Das ist bei mir Ehrensache.“

„Das läßt man sich gefallen,“ entgegnete der Vater. „Wenn sie Alle so wären, wärs gut!“

„So Gener bin ich!“ sprach der Kunde mit stolzem Selbstbewußtsein. „Noch 'n Sorof, Pennebos!“

„Was warten Sie denn noch?“ rief mir der Pennebos unwirsch zu, während er das Glas füllte.

„Na meinestwegen, da hol mich der Teufel!“ schrie ich voll Zorn und Verzweiflung und riß die Thür auf, um fortzueilen.

„Geda, Du mußt auf die Polende gehn!“ rief mir der Kunde nach.

Ich hemmte den Schritt; ein Hauch der Hoff-nung berührte mich.

„Wo muß ich hingehn?“

„Auf die Polende,“ wiederholte der Kunde.

„Der weiß garnicht, was die Polende ist,“ sprach der Pennebos, verächtlich lachend, und zu mir gewendet fügte er erklärend hinzu: „Auf die Polizei müssen sie gehn, zum Bürgermeister!“

„Die Polizei darf keinen Kunden erfrieren lassen!“ meinte der Kunde.

Ich dankte für den Rath und ging hinaus in die finstere, öde Nacht.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Auf der Bürgermeisterei.

Bei meinem Einzuge in die Stadt, seit dem kaum eine halbe Stunde verflossen war, hatte ich noch die Schilder an den Häusern lesen können, und jetzt schon waltete völlige Finsterniß; nicht einmal die Umrisse der nächsten Gebäude vermochte ich zu erkennen. Auf Straßenbeleuchtung schien der hohe Magistrat kein Geld zu verschwenden, wohl in der weisen Erkenntniß, daß die guten Bürger mit der den Sachsen eigenen Helligkeit sich auch in mondschein-losen Nächten des rechten Weges bewußt seien. Der Regenguß hatte nachgelassen; doch ein eisiger Sturm-wind sauchte mit rasender Wildheit daher und jagte mir seine Wassertröpfchen mit solcher Schärfe ins Gesicht, daß sie wie Nadelstiche schmerzten.

Also zum Bürgermeister! Ich ging stadteinwärts. Nur wenige Fenster zu beiden Seiten der breiten Straße waren erhellt; doch die wenigen genügten, mir den Weg zu weisen.

Vor mir regt sich etwas. Eine Gestalt . . . sie bewegt sich quer über den Weg.

* Flaschen = eine Mark.

„Verzeihen Sie, wo wohnt der Herr Bürgermeister?“

Die Gestalt bleibt stehen; ich trete noch an sie heran, sehe mit angestrengten Augen ein dicht verummtes weibliches Wesen, das mit beiden Händen einen großen Topf schleppt. Da ich keine Antwort erhalte, wiederhole ich meine Frage.

„Da gleich!“ erwidert jetzt das weibliche Wesen, macht eine bezeichnende Kopfbewegung und zieht ängstlich ihr Umhangtuch über den Kopf.

„Da drüben?“

„Ja, das große Fenster, das ist feins.“

„Vielen Dank!“

Sie verschwindet in der Finsterniß und ich tappe auf das große Fenster zu. Es befand sich in einem Gebäude, das etliche Schritte weiter von der Straße entfernt war als die anderen Häuser; mir war, als ruge es hoch über diese hinaus, als stände es trotzig da, wie ein grausamer Despot neben seinen Vasallen. In seiner ungeheuren, finsternen Massenhaftigkeit, die wohl zum großen Theil nur ein gigantisches Gebilde meiner furchtsamen Phantasie war, machte es einen unheimlichen, abschreckenden Eindruck auf mich, und mein gereinigtes, kleinmüthiges Herz ward so beklommen, daß ich am liebsten in Sturm und Regen und Frost und Nacht weiter gewandert wäre.

Aber in solcher Nacht zu wandern, das ging doch nicht — nein, das ging nicht! Das wäre ja eine Wanderung in Krankheit und Tod gewesen! Ich war gar zu entkräftet, gar zu hungrig! Dann doch lieber zum Bürgermeister, als hinaus auf die Landstraße. Und wie hätte ich in dieser ägyptischen Finsterniß den Weg finden können! . . .

Ist denn kein Wächter in dieser Stadt? . . . Vielleicht kann ich mich an einen Wächter wenden und um Rath bitten!

Ich gehe ein Stück weiter auf der Straße. Ich lausche. Kein Laut zu hören; nicht einmal ein Hund bellt.

Den wüthenden Sturmstößen folgt jetzt ein neuer Regenstrom. Müde bin ich und erschläft — zum Hinfallen. Für den Regen und die Kälte hab ich kaum noch ein Empfinden; nur das unbestimmte Gefühl beherrscht mich, hinzusinken und zu rasen — wärs auch die ewige Rast . . . Sterben, ja, das wäre das Beste! . . . Ich passe nicht in die Welt; meine Mutter, die das einst sagte, hatte ganz recht; sie kannte mich schon . . . Da stand ich nun in schrecklicher Witternacht inmitten einer christlichen Stadt — ich, einer Mutter Sohn, ein ehrlicher Bursche, ein gedruckter Dichter sogar — und keine Thür that sich auf, um mir Einlaß zu gewähren; nicht der elendeste Schlupfwinkel war übrig für mich. Wie einen räubigen Hund hatte mich der Pennebos hinausgetrieben in diese entsetzlichste aller Verksinnichte. . . wie ein räubiger Hund sollte ich nun unkommen. . . o Mensch, du elende Bestie! . . .

Aber wer weiß denn in dieser Stadt, daß du hier unkommst? ertönt eine andere Stimme in meiner Seele. Der Pennebos mag eine Bestie sein, aber weshalb gehst Du nicht zum Bürgermeister, du Nasenbier? Er ist verpflichtet, dir ein Unterkommen zu gewähren — er darf dich nicht jämmerlich zu Grunde gehen lassen, denn du bist doch schließlich auch ein Mensch! Deine erbärmliche Feigheit ist die Ursache deines Unglücks! Hättest du tüchtig gefochten, wie andere Kunden es thun, so sähest Du jetzt in der warmen Herberge! Sei wenigstens jetzt kein Feigling, sondern geh hinauf!

Ich blide empor nach dem hohen, erleuchteten Fenster. Dort sitzt der Gewaltige vielleicht am Schreibtisch bei den Akten und schreibt Strafbefehle. Wie wird er mich empfangen? . . . Einerlei! Nur Muth und — vorwärts!

Wider mein Erwarten war die Pforte nicht verschlossen. Ich gelangte in einen weiten, matt erleuchteten Flur, von dem aus eine breite, alterthümliche Treppe emporführte. Im ersten Stock wohnte — eine Porzellantafel verkündete es — der Herr Bürgermeister. Langsam legte ich die Hand an den Klingelzug; sie zitterte heftig und zarte, doch ein beherzter Griff und — drinnen schlug die Glocke an.

Wald vernahm ich Schritte; dann erscholl eine kräftige Frauenstimme: „Wer ist da?“

„Ein — ein Fremder! Ich möchte gern den Herrn Bürgermeister sprechen.“

„Der ist nicht da! Was soll er Sie?“

Bei dieser Frage ging die Thür auf und eine ältliche, umfangreiche, bärbeißig aussehende Dame ward sichtbar. Sie maß mich mit strengen, feindseligen Blicken, und in ihren Augen lag so viel Kälte, daß mein bisschen Muth auf der Stelle einfror.

„Was soll Sie der Herr Bergmeister?“ wiederholte sie schroff.

„Ich komme her, wegen . . . weil ich mir keinen anderen Rath mehr wußte . . . Der Herbergs-vater sagte, ich solle mich an den Herrn Bürgermeister wenden.“ stieß ich stammelnd hervor.

Ihr gebieterischer Blick forderte eine nähere Erklärung, und so redete ich weiter: „Ich bin ein reisender Tischlergesell, und ich wollte in der Herberge über Nacht bleiben, weil aber mein Geld nicht auf Nachtquartier reichte, hat mich der Herbergs-vater fortgejagt; er sagte, ich solle mich an die Polizei wenden.“

Ihre runde Gesichtsscheibe verfinsterte sich noch mehr und kündete einen Wetterzorn an, doch das Wetter brach nicht los; sie schien vor Ueberraschung keinen Ton hervorbringen.

Wieder nahm ich das Wort: „Draußen ist es schrecklich kalt und es regnet; ich würde umkommen! Und ich bin so müde, und da wollt ich herzlich bitten . . .“

„Und da sein Sie so frech und komme betteln?“ plagte sie, mich unterbrechend, los. „Zum Herrn Bürgermeister komme Sie, wo alle Leute schlafen?“

„Ich will nicht betteln!“ rief ich stolz und gekränkt. „Ich komme nur melden, daß ich kein Nachtquartier habe und daß ich draußen in der schrecklichen Witterung umkommen mußte. Mir ist gesagt worden, ich solle mich an den Herrn Bürgermeister wenden!“

„Heilloser Bettelgellichter!“ schimpfte die massive Dame wüthend und schlug die Thür zu. Schnell aber riß sie die Thür wieder auf und schrie: „Wenn er doch da wäre, der Herr Bergmeister, daß er Sie einlocken konnte! Nu gehn Sie aber fir, sonst kommt er noch und derwischt Sie!“

„Ach, liebe Frau, lassen Sie mich nicht unkommen! Haben Sie ein Herz . . .“

Krachend flog die Thür ins Schloß, und ich hörte, wie das erbarmungslose Weib drinnen einer anderen Person im Tone der Entrüstung mittheilte: „A Fagebund, wie a Raiber steht er aus, will Nachtquartier haben bei uns! So was Freches giebt's nicht wieder! Warum schaffen wir nicht 'n Hund an!“

Da ergriff mich ähnlings die Verzweiflungswuth, und ich brüllte, meiner Sinne kaum noch wächtig: „Ihr seid selber Hunde — Hunde; herzlose Hunde, aber keine Menschen! . . . Bestien seid Ihr, Tiger, Panther, Wölfe, aber keine Menschen! . . . Packt seid Ihr — verfluchtes Pack, aber keine Menschen! . . . Als anständiger Mensch komm' ich her, und da werd' ich beleidigt und soll mit Hunden hinausgehelt werden . . . O, ihr miserable Lumpenbande!“

Während ich so in heiliger Unvernunft meinen Gefühlen freien Lauf ließ, entfaltete sich drinnen ein reges Leben. Ich vernahm vielstimmiges Geschrei und Gepolter und Tritte, und dann erschollen dicht an der Thür die Worte: „Ich erschieß ihn!“

Im nächsten Augenblick sah ich den Lauf einer Flnute, und dieser Gegenstand besänftigte mich mit solcher Geschwindigkeit, daß ich kein Wort mehr verlor. Mit einem Sprunge war ich auf der Treppe, und dem Zuruf: „Halt, Bandit!“ leistete ich keine Folge, sondern begab mich mit der Kühnheit eines Lustspringers die Stufen hinab. Nie wieder habe ich einen solchen Treppenhügel in so kurzer Frist zurückgelegt, und ich wundere mich noch heute, daß die Reise ohne Gemüthdruck von Statten ging. Unterwegs nahm ich mir nicht einmal Zeit, den Schützen, der das Gewehr auf mich angelegt hatte, näher ins Auge zu fassen; ich sah ihn nur flüchtig und weiß, daß er ein alter Herr mit kurzem, grauem Bart war.

Unten im Hausflur erlangte ich die Sprache wieder, beschränkte mich aber in der Eile auf ein einziges Wort, und das lautete: „Mörder!“

Darauf ertönte von oben eine Antwort; doch ich achtete nicht darauf, sondern lief hinaus auf die Straße, wo der eiskalte Regen mein erhitztes Blut schnell abkühlte.

Der Zorn verdampfte, doch ein hoher Muth erfüllte mich. Mein Weg führte nach der Herberge. Wohin sollte ich mich sonst wenden? Jetzt war ich besser bei Stimmung als vorher — jetzt fühlte ich mich herzhaft genug, mit dem Pennebos ein kräftiges Wort zu reden. Ich, der es fertig gebracht hatte, den Bürgermeisterklenten zu sagen, daß sie Dumme und Bestien seien, glaubte mit einem lumpigen Herbergs-vater bestimmt fertig zu werden. Ich wollte mir Quartier erkrogen. . . .

Meine Furcht, die Herberge könnte inzwischen geschlossen worden sein, bestätigte sich nicht. Ich trat in die Stube. „Guten Abend!“

Der Gruß blieb unerwidert. Noch lehnte der Pennebos am Schankisch, und noch saß der Kunde beim Schnapsglase. Beide blickten mich forschend an.

„Ich war beim Bürgermeister“, begann ich.

„Zum Abendbrot?“ fragte höhnisch der Pennebos.

„Na, wissen Sie, an das Abendbrot wird er denken!“ sprach ich voll Erregung weiter und berichtete alsdann kurz über mein Abenteuer, wobei ich den beiden Zuhörern eine hohe Meinung von meiner Kühnheit einzuflöhen suchte. „Griß lieben lieb ich mich nicht“, schloß ich, „dazu ist mir mein Leben zu lieb. Aber daß er ein Mörder ist, hab ich ihm zugesprochen.“

„Da machen Sie nur schleunigst, daß Sie fort kommen, sonst krieg ich wegen Ihnen noch die Polende auf den Hals!“ rief der Pennebos.

Auf eine solche Wirkung meines Verichtes war ich nicht vorbereitet. Doch der Fehler, den ich begangen hatte, ließ sich nicht verbessern. Jetzt kam es darauf an, den Mann von seiner Furcht vor der Polizei zu befreien.

„Der Bürgermeister wird sich hüten, die Polende herzuschicken!“ sprach ich. „Der hat vollständig genug von mir!“

„Gehn Sie, gehn Sie! Ich nehme nur Leute auf, die bezahlen können!“ unterbrach mich der Lumpensch.

Das kaum abgekühlte Blut begann an's Neue zu siedeln. Ich mußte mir Gewalt anthun, um meine Fassung zu bewahren.

„Ich sagte Ihnen, daß Sie morgen Ihr Geld bekommen!“ entgegnete ich schroff. „Ein taster Kunde, der den Berliner voll nagelneuer Sachen hat, wird doch wohl den Schlummerkes eine Stunde länger schuldig bleiben können. Ich bin doch schon viel in der Welt herumgetippelt, aber so was ist mir noch nicht passiert.“

„Gehn solln Sie!“ schrie er und kam mit erhobener Faust auf mich zu. „Alle Rippen brech ich Ihnen, wenn Sie nicht machen, daß Sie hinauskommen!“

Ich wich zurück, von der Thür aus erklärte ich jedoch feierlich, daß ich in aller Welt verstanden wolle, was ich in dieser Penne erlebt habe. „Sie sollen Ihren Fusel allein saufen! Adje!“ . . .

Stürmisch erregten Gemüthes raunte ich fort in die Sturmnacht.

Noch keine zwanzig Schritte war ich von dem Hause des Schensals entfernt, da erscholl hinter mir ein Ruf. Ich wandte mich um und horchte. Ein Mensch trat auf mich zu.

„Wenn Du mir den Zwirn morgen bestimmt wieder giebst, will ich für Dich berappen.“

Ich erkannte in dem Sprecher den Kunden aus der Herberge. Beinahe wäre ich im vor Freude und Dankbarkeit um den Hals gefallen.

„Ich verpände Dir meinen Leckner!“ sprach ich.

„Den will ich nicht, aber den Zwirn will ich wieder haben. Ganz bestimmt aber!“

„Ganz bestimmt! Ach, weißt Du, in dem Wetter . . .“

„Aber es mu' ganz bestimmt sein!“ wiederholte er nochmals, als wir in das Haus traten.

„Ich halte Wort!“

Noch glaubte ich nicht fest an die Rettung, sondern verurtheilte, der Pennebos werde mich ober-

wunderung kein Wort mit mir. Ich setzte mich neben meinen Netter und versicherte ihm auf sein fortwährendes Fragen, ob ich auch wirklich ein ehrlicher Kerl wäre, wohl noch dreißig bis fünfzig Mal, daß ich ein ehrlicher Kerl sei.

„Es giebt zu viele Schindlars!“ sagte er zum Pennschos.

„Na und ob!“ sagte dieser und lächelte so niederträchtig böshaft, als sei er felsenfest überzeugt, daß ich meiner Verpflichtung nicht nachkommen würde.

(Fortsetzung folgt.)



Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

X.

Wagabunden des Weltalls.

Während langer Zeiten, etwa bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hinein, ward in wissenschaftlichen Kreisen durchweg als feststehende Thatsache betrachtet, daß das Weltall, wenn auch die einzelnen Systeme und Körper im Laufe der Zeiten langsamen Veränderungen unterworfen seien, demnach im Großen und Ganzen stabil (feststehend, unerschütterlich) sei und daß gewaltige Katastrophen, z. B. Kollisionen oder Zusammenstöße zweier Weltkörper, völlig unmöglich wären.

Zu erster Linie stützte sich diese Anschauung auf die augenblickliche Stabilität unseres Sonnensystems, dessen Glieder in derartigen Bahnen sich bewegen, daß Kollisionen völlig ausgeschlossen erscheinen.

Man vergaß jedoch hierbei, daß selbst erstündlich alle diejenigen Elemente bezw. Weltkörper, welche gefahrvollere Bahnen ursprünglich verfolgten, sich selbst durch Kollision und darauf folgende Vereinigung mit dem Gegner oder auch durch Verstäubung in alle Winde, bald vernichten und ausmerzen mußten, so daß schließlich nur eine Zahl harmloser Genossen übrig blieb.

Man kann diesen einfachen Vorgang völlig richtig einen Kampf ums Dasein im Weltraum nennen.

Die jetzige Stabilität unseres Sonnensystems ist daher nicht etwa ein Wunder, das Werk eines allweisen Schöpfers, sondern lediglich die selbstverständliche Folge höchst einfacher Verhältnisse.

Die Teleologie (Zweckmäßigkeitstheorie, Weltanschauung, nach der Alles von vornherein vorbedacht und zweckmäßig eingerichtet sein soll) ist demnach auch hier wie allerorten in einer ganz gewaltigen Selbsttäuschung befangen; lediglich die absolute Keunischheit ihrer Anhänger erklärt derartige Fehlschlüsse.

Unterstützt ward diese irrige Anschauung durch die praktische Beobachtung, welche Katastrophen in dieser oder jener Weise nicht zu entdecken vermochte.

Aber auch das bisher negative Resultat der direkten Beobachtung ist völlig bedeutungslos wegen der Kürze der Beobachtungsdauer, denn knapp zweihundert Jahre Observation kann man als zuverlässig betrachten, und was besagt eine solche winzige Zeitspanne gegen das Alter der Weltkörper! —

An Spuren ehemaliger Katastrophen fehlt es doch schon in unserem Planetensystem nicht, wie wir im vorigen Artikel gesehen haben.

Besonders lehrreich ist die abnorme Rotation des Uranus, welche nur durch einen tangentialen, gewaltigen Stoß auf die Polarregion dieses Weltkörpers erklärlich ist, welcher eine derartige Wendung des Balles erzwang, daß die Uranuspole bis über die Lage der ehemaligen Aequatorebene hinaus verlegt wurden.

Zu grauer Vorzeit muß diese Uranuskatastrophe stattgefunden haben, zu einer Zeit, als die Monde noch nicht existierten und der Weltkörper im Wesentlichen noch einen glühenden Gasball darstellte.

Ob nun ein sich mit dem Uranus vereinigender Gasball, mit Kollision erzeugender, gefahrvollerer Bahnlage, oder ein Riesene meteor die Ursache der Veränderung des ursprünglichen Zustandes war, entzieht sich natürlich jeder Beurtheilung.

Zwei Gattungen von Stoffanhäufungen giebt es nun, welche bis auf einzelne Krer von der Sonne eingefangene Mitglieder im Gegensatz zu den stabilen Weltkörpern scheinbar regellos das All durchstreifen als richtige Vagabunden, die Kometen und die Meteore, letztere je nach ihrer scheinbaren Größe Feuerkugeln oder Solide und Sternschuppen genannt.

Kometen, jene meistens unerwartet aus dem Dunkel des Alls auftauchenden nebelartigen Gebilde, die größeren meistens mit einem einfachen oder auch mehrfachen Schweif versehen, sind schon seit den ältesten Zeiten beobachtet worden.

Die ältesten Beobachtungen von Kometen verdanken wir den Chinesen, die eine sorgfältig aufgestellte Liste besitzen, welche Eduard Biot aus der Sammlung von Ma-tsun lin bekannt machte.

Dieselbe umfaßt in zwei Abschnitten die Stellung aller Kometen von dem Jahre 613 vor unserer Zeitrechnung bis zum Jahre 1644 nach derselben.

Doch auch die klassischen Völker der Mittelmeerlande hinterließen Berichte über erschienene große Kometen.

Schon die Chaldäer lehrten, daß die Kometen aus großer Ferne auf langer, geregelter Bahn periodisch aufstiegen; Xenokrates und Theon, der Meandriner, nannten sie wandernde Lichtwolken, Aristoteles brachte sie in eine sonderbare Verbindung mit der Milchstraße, welche nach seiner Ansicht eine sich selbst entzündende, leuchtende Masse auswich, aus welcher Kometen entstanden, und er betrachtete die Milchstraße als einen großen Kometen, welcher sich immer von Neuem erzeugte.

Die meisten Kometen erfüllen ganz riesenhafte Räume und sind hinsichtlich ihres Rauminhalts die gewaltigsten Körper unseres Sonnensystems zu nennen.

Wenn in dieser Hinsicht auch bei älteren Berichten mancherlei Uebertreibungen mit unterlaufen mögen, so fehlt es doch auch aus neuerer Zeit nicht an Belegen für ihre mehrfach fast ungläubliche Größe.

Der Schweif des Kometen von 1861 erreichte z. B. eine Länge von 40 Millionen, der des Donatichschen Kometen von 1858 eine von 80 Millionen, und der des Kometen von 1843 entwickelte sich am 20. März sogar bis zu 300 Millionen Kilometern.

Auch ihre Lichtstärke ist oft erstaunlich. Wägen auch die Schilderungen einiger älteren Schriftsteller, nach denen Kometen nicht nur den Glanz des Mondes, sondern sogar das Licht der Sonne verdunkelt haben sollen, sich deutlich als Uebertreibungen kennzeichnen, so bleibt aber trotzdem noch die immense Lichtstärke mancher zu bewundern.

Sind doch in unserem Jahrhundert schon zwei Kometen erschienen, welche am hellen Tage dicht neben der Sonne mit freiem Auge zu sehen waren, es sind dieses der bereits erwähnte von 1843 und der Komet von 1882.

Nicht alle Kometen zeigen den imposanten Schweif. Den kleineren, nur im Teleskope sichtbaren, fehlt er meistens ganz; diese bestehen fast ausnahmslos nur aus dem helleren Kern (Nucleus), welcher jedoch auch zuweilen fehlt, und dem diesen umhüllenden kugelförmigen Dummantel (Koma). Die größeren mit unbewaffnetem Auge sichtbaren dagegen sind stets mit Schweif versehen.

Mit größerer Annäherung an die Sonne erzeugt die gewaltige Sonnenstrahlung in den Kometenkernen die stürmischsten Umwandlungen, welche das Bild der Kerne oft schon in wenigen Stunden vollständig verändern.

Allen Anscheine nach spielen elektrische, durch die nahe Sonne angeregte, gigantische Kraftentwicklungen bei diesen wilden Konvulsionen und der Schweifbildung eine erhebliche Rolle.

Das Spektroskop wies Kohlenwasserstoffe, also die Grundlage der Fette und Oele, in den Kometenkernen nach, dann aber auch metallische Dämpfe, in erster Linie das Natrium.

Die Bahnen der Kometen um die Sonne weichen nun ganz erheblich von den Bahnen der Planeten ab.

Während letztere nahezu kreisförmig sind, bewegen sich die Kometen zum Theil in Riesene ellipsen, manche vermuthlich sogar in parabolischen Bahnen.

In letzterem Falle, bei parabolischer Bahn, wird der Komet vermuthlich nie wieder zur Sonne zurück-

kehren, sondern in andere Sternsysteme hinüberstreifen, bei elliptischer Bahn dagegen nach bestimmten Zeiten wiederkehren.

Natürlich hat bei der Schwierigkeit der Beobachtung weitgestreckter, anscheinend parabolischer Kometenbahnen nicht mit Sicherheit ermittelt werden können, ob die Bahn thatsächlich eine Parabel bildet, oder ob der Komet nicht doch nur eine unendlich weit gezogene Ellipse durchweilt. Aus verschiedenen Gründen ist jedoch als wahrscheinlich zu betrachten, daß es wirklich unter den Kometen umherschweifende Exemplare giebt, welche den Weltraum durchzirkeln und abwechselnd in den Bereich verschiedener Fixsterne gelangen, hierbei schließlich ihre Selbstständigkeit einbüßend, vielleicht gar der Vernichtung durch Vereinigung mit anderen Weltkörpern verfallend.

Einige vollenden ihren Umlauf in wenigen Jahren, z. B. der nach dem Astronomen Enke benannte, welcher in 3¹/₁₀ Jahren zur Sonne zurückkehrt und nur etwa bis zur 1¹/₂-fachen Marsweite von der Sonne sich entfernt, andere dagegen tauchen auf schwindelnde Fernen in das Dunkel des Alls.

So vollendet nach Enkes Berechnung der schöne Komet von 1680 seinen Umlauf um die Sonne in 8800 Jahren, nähert sich zur Sonnennähe der Sonnenoberfläche bis auf 232 000 Kilometer (etwa 30 000 Meilen, sieht also der Sonne noch erheblich näher als der Mond der Erde) und entfernt sich alsdann innerhalb 4400 Jahren bis auf 126 800 Millionen Kilometer, also bis auf die 28fache Entfernung des Neptun.

In dieser Sonnenferne strahlt die Sonne ihm nur noch wie ein heller Fixstern, etwa wie der Sirius, eine Erwärmung und Beleuchtung ist also kaum noch wahrnehmbar, zur Zeit der Sonnennähe dagegen erhält er das 25 800fache des Lichtes, der Wärme und der chemischen Kraft, welches unsere Erde empfängt. Es herrscht also dann auf ihm eine Hitze, welche den Schmelzpunkt unserer schwerflüchtigsten Metalle mehrere tausendmal übersteigt.

Im Perihel (Sonnennähe) durchweilt er in einer Sekunde 530 Kilometer, würde also in 40 Sekunden den Erdaequator umkreisen, während er im Aphel (Sonnenerferne) nur noch mit einer Geschwindigkeit von 4 Metern in der Sekunde dahinschleicht.

So gewaltig nun die räumliche Ausdehnung dieser wunderbaren Gebilde zur Zeit der Sonnennähe, so gering ist ihre Masse, welche, selbst bei den größten, gegen die Masse der Erde gerechnet, nahezu verschwindet.

Im Allgemeinen würde also eine Begegnung, ein Zusammenstoß mit einem Kometen für die Erde, als Gesamtheit aufgefaßt, ziemlich harmloser Natur sein, wenigstens, was den Schweif anlangt, und ist thatsächlich unsere Erde in diesem Jahrhundert zweimal durch Kometenschweife hindurch gegangen.

Ein Zusammentreffen mit dem Kerne, dem eigentlichen Körper der Kometen dagegen würde, wenn auch gefahrlos für die Erde als solche, doch für die direkt betroffenen Theile ihrer Oberfläche durchaus nicht harmlos sich erweisen, sondern durch das Herabstürzen großer Mengen von Meteorsteinen und Meteoriten äußerst gefährlich für die Lebewelt der in Mitleidenschaft gezogenen Gebiete werden.

Der berühmte Italiener Schiaparelli wies nämlich nach, daß Kometen und Meteoriten gleicher Natur und die Kometenkern lediglich Schwärme zahlloser Meteore sind, also das Weltall durchziehende Heere von Stein- und Eisenbrocken darstellen.

Bei den gewaltigen Konvulsionen, welche in den Kometenkernen in der Sonnennähe durch die Sonnenwirkung hervorgerufen werden, trennen sich stets zahllose solcher Brocken von dem Hauptschwarm, zerfiel ja sogar der Vielasche Komet unter den Augen der Astronomen in den Jahren 1845 und 1846 in zwei nahezu gleiche Theile und verschwand dann im Jahre 1852 völlig, ebenso trennte sich in ähnlicher Weise von dem Kometen Coggia im Juni 1874 ein großer Theil des Schweifes ab.

Durch diese Zerstreuvorgänge füllt sich die ganze Bahn eines Kometen nach und nach mit Trümmern, bildet also schließlich eine die Sonne umspannende Gürtel, zusammengesetzt aus zahllosen dahinschießenden Meteoriten.



Charon. Nach dem Gemälde von José Benlliure y Gil.

Kreuzen nun Planeten, z. B. unsere Erde, eine solche Kometenbahn, so werden zahllose Meteore erscheinen und auf die Erde niederfallen und zwar, da eine solche Kreuzung der Kometenbahn zu gewissen Zeiten sich wiederholt, an ganz bestimmten Tagen bzw. in gewissen Jahren.

Auf diese Weise erklärt sich die Regelmäßigkeit des Wiedererscheinens großer Mengen von Meteoriten, der sogenannten Sternschnuppenschwärme.

Die Perioden, welche sich vorzugsweise durch massenhaftes Auftreten von Meteoriten auszeichnen, sind nun folgende: 1. bis 3. Januar, 19. bis 23. April, 26. bis 29. Juli, 9. bis 13. August (Thänen des heiligen Laurentius nach der Legende), 19. bis 25. Oktober, 13. bis 14. November, 27. bis 29. November und 6. bis 13. Dezember.

Da nun einige dieser Sternschnuppenschwärme ganz prächtige und überraschende Erscheinungen boten, war zu vermuthen, daß auch die Geschichte darüber berichten würde.

Angestellte Nachforschungen ergaben nun ganz überraschende Resultate.

Der Aprilschwarm, heute nicht mehr bedeutend, war in früheren Zeiten eine glanzvolle Erscheinung, und kann man sein Erscheinen in alten Geschichtsquellen zurückverfolgen bis zum Jahre 687 v. Chr.; über den Laurentiusstrom finden sich Berichte bis zum Jahre 830 n. Chr.

Seit etwa hundert Jahren entfaltet nun der Schwarm vom 13./14. November von allen Schwärmen die größte Pracht und zeigt er ziemlich deutlich alle 33 Jahre ein Maximum.

Hervorragend schön zeigte er sich am 12. November 1766 und 1799, 12./13. November 1823 und 1832, dann am 14. November 1866.

Die zahllosen fallenden Sternschnuppen gewährten oft den Anblick eines brillanten Feuerwerks, denn mehrfach fielen die Feuerkugeln und Meteore stundenlang, scheinbar so dicht wie Schneeflocken.

Am 15. November 1899 gegen Morgen ist derselbe wieder zu erwarten, und es bietet sich dann die Gelegenheit, das Phänomen gründlich zu studieren.

Es ist nun gelungen, für einige dieser Sternschnuppenschwärme die diese erzeugenden Kometen festzustellen.

Der Aprilschwarm ist zurückzuführen auf den ersten Kometen von 1861 (415 Jahre Umlaufzeit), der Laurentiusstrom (August) auf den dritten Kometen des Jahres 1852 (Umlaufzeit 121 Jahre), der Strom vom 13. bis 15. November auf den ersten Kometen von 1866 (Umlaufzeit 33 Jahre) und der Strom vom 27. bis 29. November auf den vielaschen Kometen, welcher, wie schon erwähnt, im Jahre 1852 sich völlig auflöste und jetzt nur noch aus einer etwa 150 Millionen Kilometer über die Jupiterbahn hinausreichenden, aus zahllosen Meteoriten gebildeten Ellipse besteht.

Aber was sind denn nun die Kometen und Meteore ihrer eigentlichen Natur nach?

Die Kometen sind, wie bereits erwähnt, Schwärme, Anhäufungen zahlloser Meteore.

Die Meteore, Feuerkugeln und Sternschnuppen aber sind größere oder kleinere Brocken, deren Material Stein oder auch Metall, meistens nickelhaltiges Eisen ist. Dieselben sind identisch mit den Aerolithen oder Meteorsteinen, welche schon unzählige Male aus dem Weltraum auf die Erde herabfielen.

Außer den Anhäufungen der Meteore, den Kometen, wird der ganze freie Weltraum durchsücht von unzählbaren isolirten Meteoriten der verschiedensten Größe, vom kleinsten Stäubchen bis zur Masse von 10 000 Fuß Durchmesser; mehrfach sind schon Feuerkugeln von derartigen Dimensionen gemessen worden.

Ganz selbstverständlich ist, daß noch weit größere solcher unheimlichen Gesellen das All durchirren, auch schon auf die Erde herabgefallen sein mögen, aber weil sie in unbewohnten Gegenden oder über dem Meere niedergingen, nicht gesehen wurden, oder auch schon zu einer Zeit fielen, aus der keine Ueberlieferungen zu uns gekommen.

Nur ist ein Fall bekannt, daß mitten in der Südsee in den Tropen die Schiffswache und der wachhabende Offizier eines Segelschiffes des

Nachts gegen Morgen eine gewaltige schwarze Masse meilenhoch über den Dächern dahinzuziehen sahen, welche lautlos in der Ferne verschwand.

Die noch lebenden Augenzeugen verglichen die scheinbare Größe des Meteors mit der des Felsens von Helgoland, letzterer aus zwei Seemeilen Entfernung gesehen.

Da die Masse nicht glühte, sondern nur von einer Wolke begleitet war, ist anzunehmen, daß sie sich noch außerhalb des Bereichs der Erdatmosphäre befand, welche, wie die in 80 Kilometer Höhe mehrfach beobachteten leuchtenden Wolken und Meteore in 135 Kilometer Höhe beweisen, sich etwa bis 150 Kilometer Höhe erstrecken dürfte.

Nimmt man diese Höhe als die des gesehenen Meteors an, so würde dasselbe einen Durchmesser von ungefähr 5 deutschen Meilen (also etwa 40 Kilometer) befehlen haben, also ganz erheblich größer als der kleinste der Planetoiden, die Ruffia (20 Kilometer Durchmesser), gewesen sein. — Natürlich sind dieses nur äußerst rohe Schätzungen, denn möglicherweise befand sich das Meteor noch höher als 150 Kilometer. Natürlich ist dieses Meteor nicht auf die Erde gefallen, sondern an derselben vorübergegangen.

Ähnliche Dimensionen wie das erwähnte muß auch wohl dasjenige befehlen haben, über welches die Annalen der Abtei Fulda berichten. Die Trümmer dieses Meteors tödteten im Jahre 823 in Sachsen viele Menschen und sehr viel Vieh und setzten 35 Dörfer in Brand.

Vielfach wird von ähnlichen Meteorfällen berichtet, welche zum Theil gewaltige Massen zur Erde sand'ten, von denen hier nur einige erwähnt werden mögen.

Im Jahre 1511 am 4. September ward bei einem gewaltigen Steinregen ein Frater zu Crema von einem Meteorstein erschlagen, ebenso kamen im Jahre 1650 ein Mönch in Mailand und im Jahre 1674 zwei schwedische Matrosen auf einem Schiffe auf gleiche Weise ums Leben.

Da die Aerolithen durchweg bei dem Einbringen in unsere Erdatmosphäre zerspringen, so sind die herabfallenden Brocken meistens nur klein oder von mittlerer Größe, aber dennoch sind einige bedeutendere Massen bekannt. Der im 10. Jahrhundert in den Fluß bei Narni bei Spoleto gefallene ungeheure Aerolith ragte, wie ein von Berg aufgefundenes Dokument bezeugt, eine volle Elle aus dem Wasser hervor.*

Jetzt ist er verschwunden, wahrscheinlich von dem Strom unterwühlt in den Schlamm gesunken.

Nach einer mongolischen Volksfrage soll nahe bei den Quellen des Gelben Flusses im westlichen China in einer Ebene ein 40 Fuß hohes schwarzes Felsstück vom Himmel gefallen sein.**

Am 7. November 1492 fiel bei Ensisheim im Elsaß eine große Eisenmasse vom Himmel, welche 276 Pfund wog und dem Wiener Museum übergeben ward.

Pallas fand im Jahre 1794 in Sibirien eine Meteoritenmasse, welche 1270 Pfund wog.

Zahllos sind die in neuerer Zeit beobachteten Aerolithenfälle, namentlich die kleineren Brocken, von denen wir nur den großen Steinregen bei l'Agile im Departement de l'Orne (26. April 1803) erwähnen wollen, bei dem zahllose heiße, aber nicht mehr glühende Steine, darunter einer von 17 1/2 Pfund über eine Fläche von 1 1/4 Meilen Länge und 1/4 Meile Breite ausgestreut wurden.

Aus neuester Zeit ist noch das Meteor in frischer Erinnerung, welches vor etwa zwei Jahren unter bestäubendem Donner und erdbebenartiger Erschütterung des Erdbodens über Madrid zersprang und Häuser zum Einsturz brachte, wobei eine große Anzahl von Personen verletzt und auch getödtet wurde, sowie die 792 Kilogramm schwere Stein- und Metallmasse, welche weißglühend am 14. April 1896 bei Caen niederging und sich jetzt im Museum zu Caen befindet.

Die Geschwindigkeit, mit welcher diese Massen den Weltraum durchheilen, ist eine enorme, es wurden schon Geschwindigkeiten von 235 000 Fuß in der Sekunde gemessen.

Unsere Erde bewegt sich in ihrer Bahn aber nur mit einer Geschwindigkeit von etwa 94 000 Fuß, die Meteore überreffen sie also in dieser Hinsicht ganz bedeutend.

Zu dieser rasenden Geschwindigkeit liegt nun aber der Hauptpunkt der Erdoberfläche gegen diese Eindringlinge.

Die etwa 150 Kilometer tiefe Luftkülle der Erde bildet nämlich gegen diese Geschosse des Weltalls einen schützenden Panzer.

Das eindringende Meteor preßt die Luft so gewaltig vor sich zusammen, daß letztere schließlich undurchdringlich für dasselbe wird.

Die Bewegung wird also gewaltsam gehemmt, die dadurch sowie durch die Reibung erzeugte Wärme bringt dann regelmäßig das Meteor zum Glühen und zum Zerplatzen, die kleineren Sternschnuppen zerstäuben meistens völlig und fallen als Meteorstaub langsam zu Boden, die Reste der größeren aber erscheinen als Aerolithen oder Meteorsteine, langen an der Erdoberfläche aber nicht mit ihrer ursprünglichen Geschwindigkeit, sondern mit der Fallgeschwindigkeit, entsprechend dem Orte des Zerspringens an.

Da nun zu normalen Zeiten, also außer der Zeit der großen Meteorströme nach roher Schätzung 7—10 Millionen Meteore täglich in den Luftkreis der Erde eindringen, so tritt die Bedeutung des Luftpanzers, welcher die meisten dieser Eindringlinge abwehrt, in helles Licht.

Aber dieser Luftpanzer würde uns nicht schützen, wenn die Bewegung der Meteore eine erheblich langsamere wäre, denn bei langsamer Bewegung würde das Erglühen und Zerspringen dieser Sendboten des Weltraumes nicht eintreten, sondern sie würden sämtlich ungehindert auf der Erdoberfläche anlangen.

Während jetzt Unglücksfälle, hervorgerufen durch Meteore, zu den größten Seltenheiten gehören, würden dann die fortwährend locker auf die Erde niederfallenden Steingeschosse täglich die größten Verheerungen anrichten und das Leben eines Jeden ständig bedrohen.

Je größer und schwerer das Meteor, desto geringer ist natürlich der Schutz des Luftpanzers, der bei meilengroßen Boliden, welche zum Glück äußerst selten sind, ganz versagen würde.

Aber woher stammt diese rasende Geschwindigkeit der Meteore, gegen welche die Bewegung der Weltkörper im Weltraum sogar zurücktritt?

Offenbar haben wir es hier ursprünglich nicht mit einer Rotationsbewegung zu thun, sondern mit fallenden Körpern, die als Trümmer zerstörter oder zerfallender Welten aus endlosen Fernen, der Gravitation gehorchend, nach der Sonne fallen, und erklärt sich hierdurch ihr rasender Flug.

Da aber die anziehende Sonne kein ruhender Körper ist, sondern dieselbe ihren Platz im Weltraum schnell verändert, so ändert sich auch fortwährend die Anziehungsrichtung.

Das Resultat wird schließlich sein, daß die fallenden Körper meistens nicht direct in die Sonne stürzen, sondern das Ziel etwas verfehlen und dann durch die Sonne die Fallbewegung sich in eine Ellipse verwandelt.

Die ursprünglich fallenden Massen erscheinen dann als freischießende Kometen.

Kann man es noch einem Zweifel unterliegen, daß wir in den Meteoriten und deren Anhäufungen, den Kometen, thatsächlich Bruchstücke und Trümmer von Weltkörpern vor uns haben, welche vor Neonen, gleich unserer heutigen Erde als gewaltige Kugeln den Weltraum durchsüchteten und dann nach Vollendung ihres Entwicklungsganges zerfielen.

Eine Untersuchung dieser Trümmer ist daher von höchstem wissenschaftlichen Interesse.

Die meisten Meteore bestehen aus Eisen mit einem geringen Nickelgehalt, was darin seine Erklärung findet, daß nahezu sämtliche Weltkörper, wie ihr Gewicht beweist, im Wesentlichen aus schweren Metallen, die Sterne der Welten vorwiegend aus Eisen bestehen.

Diese Eisenmeteore sind nun die weniger interessanten und ihr wissenschaftlicher Werth steht weit hinter denjenigen der sogenannten Chondrite zurück, welche im Wesentlichen aus Gesteinen bestehen, also

* Humboldts „Kosmos“, Bd. I, pag. 124.

** Humboldts „Kosmos“, Bd. I, pag. 397.

den Oberflächentheilen der zerfallenen Welten entstammen.

In diesen fand man nun die verschiedensten Stoffe, sogar schon winzige Diamanten und Kohle, also die Bedingungen einer Lebewelt, möglichenfalls direkte Reste einer solchen.

Ein Naturforscher, Dr. Otto Hahn, untersuchte eine große Anzahl solcher Chondrite und fand unter diesen 18 Meteorsteine, welche anscheinend fast ganz aus versteinerten Organismen bestanden, zum Theil Pflanzengebilden, Algen und Farnen ähnelten, deren eines nach dem deutschen Kaiser Urania Guilielmi benannt ward.*

Außer diesen Pflanzengebilden fand Hahn auch korallenartige Bildungen u. A. in einem am 9. Juni 1866 zu Knyahing in Ungarn gefallenen, 27 Pfund schweren Meteorsteine ein Gebilde, welches die größte Ähnlichkeit mit einer in den ältesten Schichten unserer Erdrinde sich findenden Koralle (Favosites) anzeigt.

Wir hätten also in diesen Meteoriteinschlüssen den direkten Beweis der Existenz einer Lebewelt auf anderen Weltkörpern in Händen.

Leider sind diese Entdeckungen Hahns aber noch nicht ganz spruchreif, die Gebilde sind allerdings thatsächlich vorhanden, aber hinsichtlich der Deutung derselben herrschen in Fachkreisen noch ganz verschiedene Meinungen, indem viele die organische Natur der Gebilde anzweifeln und darin Krystallisationen anorganischer Natur zu erblicken glauben.

Der Streit ist noch nicht endgültig entschieden, wenn auch Hahns Gegner dieses behaupten; ein jeder Auparteilische wird die frappante Ähnlichkeit der Gebilde mit Organismen nicht bestreiten.

Sollte der Entdecker schließlich Recht behalten, so wäre seine Entdeckung unzweifelhaft eine wissenschaftliche Errungenschaft allerersten Ranges und die besprochenen Bagabunden des Alls hätten eine neue Bedeutung gewonnen.



In der Redaktion einer Arbeiterzeitung.

Skizze von R. Tesselaar.

(Schluß.)

Ein vornehm gekleideter, wohlgenährter Herr hatte gewartet, bis sämtliche Rathsuchende abgefertigt waren. Den linken Ellenbogen auf die Stuhllehne, den Kopf in die linke Hand gestützt, hatte er die ganze Zeit dageessen und gedankenvoll vor sich hingeschaut. Ein angenehmer Geruch nach Kleiderparfüm verbreitete sich im Zimmer, als er lezteres jetzt betrat. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein. Seine Kleidung, die goldene Brille, die schwere goldene Uhrkette, der Diamantring am kleinen Finger der linken Hand, wie überhaupt sein ganzes Aeußere ließen auf Wohlhabenheit schließen. Sein von einem wohlgepflegten Barte und dem glattgekämmten Kopfsaar umrahmtes Gesicht machte einen angenehmen, liebenswürdigen Eindruck.

„Sie gestatten,“ sagte er mit einer leichten Verbeugung, ließ sich gelassen auf den bereitstehenden Stuhl nieder und zog ein kleines Bündel Schriftstücke aus seiner Brusttasche.

„Mein Name ist Helmer,“ begann er dann in ruhigen Tone, „bin Privatier und wohne in der L-Strasse. Ich will Ihnen einen Fall erzählen, der für Ihre Zeitung von Interesse sein dürfte. Ich gehöre nicht zu Ihrer Partei, wenigstens bis jetzt nicht. Doch das thut ja nichts zur Sache!

Ich habe, ach nein, ich hatte einen Sohn. Er starb vor einigen Tagen — beim Militär. Er war unser einziges Kind und, was Sie sich wohl denken können, meine Freude, mein Stolz, meine Hoffnung. Ich ließ ihn Kaufmann lernen, und er war sehr fleißig und brav. Er war wirklich ein lieber Junge, vielleicht etwas verzärtelt, aber gut erzogen. Er liebte keine laute Gesellschaft, spielte Violine und Zither und widmete sich im Uebrigen ganz seinem Berufe.

Vorigen Herbst kam er zum Militär nach B. Er ging nicht gern, aber er gab sich alle Mühe, um seine Pflichten zu erfüllen. Jedoch das Leben in der Kaserne, der rohe Ton vieler seiner Vorgesetzten und die Kränkungen, die man ihm zufügte, machten ihn bald melancholisch. Er wurde schweigsam und forderte damit den Aerger der Unteroffiziere heraus. Oft klagte er mir über schlechte Behandlung, ich suchte ihn zu trösten und zu ermuntern, und er versprach mir auch, daß er ruhig aushalten werde. „Die Zeit geht vorüber,“ meinte er. Jedoch die Klagen wiederholten sich in allen seinen Briefen, hier sind sie alle, Sie können dieselben nachher lesen. Vor vierzehn Tagen erhielt ich seinen letzten Brief. Er sagt Alles, ich will denselben vorlesen:

Meine lieben, guten Eltern!

Verzeiht mir, was ich Euch heute berichte. Ich kann es nicht länger ertragen, ich kann nicht, ach, ich kann nicht! Ihr wisst, ich liebe Euch so sehr und Ihr liebet ja auch mich, aber ich kann es nun nicht länger über mich ergehen lassen. Ich habe Euch noch nie Alles erzählt, wie es mir oft erging, auch nicht, daß ich sogar schon geschlagen wurde. Ich wollte Euch, liebe, gute Eltern, stets den Kummer ersparen. Aber es geht jetzt nicht mehr anders, verzeiht mir, ach, verzeiht mir.

Liebe, herzensgute Eltern! Gestern hatten wir Exerciren. Es regnete tüchtig, und ich war durchnäßt bis auf die Haut. Schon auf dem Exercirplatz fühlte ich mich unwohl, fror und hatte keine Aufmerksamkeit. Ich hatte ein paar Fehler gemacht und mußte deshalb eine Stunde nachexerciren. Da mußte ich nun so lange auf einem Beine stehen und das andere vorstrecken, bis ich umfiel. Dann packte mich der Unteroffizier jedesmal an der Nase und schüttelte meinen Kopf hin und her. „Sie Kopfhänger,“ sagte er, „ich will Sie munter bringen!“ Aber das ist noch nicht Alles!

Heute hatten wir Felddienstäbung. Mir war heute morgen so unwohl, mich fror wieder so und ich hatte einen so heißen Kopf, daß ich wirklich glaubte, ich sei ernsthaft krank. Ich meldete mich beim Hauptmann. Aber da kam ich schon an! Ich sei ein „Drückberger“ sagte dieser, beim Marschiren würde ich schon munter und warm werden. Als wir im freien Felde waren, regnete es wieder so sehr, und wir mußten uns da noch in einen nassen Graben legen. Ach, liebe Eltern, ich konnte fast nicht mehr, ich war zum Zusammenbrechen. Da habe ich nun zu meinen Kameraden eine unwillige Bemerkung gemacht. Das hat ein Unteroffizier gehört, der es dem Hauptmann meldete. Nun soll ich dafür acht Tage in Arrest!

Gute Eltern, ich kann nichts dafür, ich war so krank, ich zittere jetzt noch am ganzen Körper. Morgen soll ich in Arrest. Das kann ich nicht überleben. Bärnet mir nicht, verzeiht mir, verzeiht mir! Wenn Ihr diesen Brief erhaltet —

Liebe, gute Eltern, ich kann nicht anders, ich kann nicht anders!

Euer unglücklicher Sohn R.

Sie können sich denken, wie mir war! Meine Frau hat seit dieser Stunde das Bett nicht mehr verlassen. Ich reiste sofort nach B. Mein Sohn lebte noch, lag aber im Lazareth. Es war nicht so weit gekommen. Man erzählte mir, daß er Abends sehr verstimmt ausgehoben und im Bette gestiebt und irre Reden geführt habe. Im Lazareth, wohin man ihn sofort brachte, wurde eine heftige Lungenentzündung konstatirt. Ich hatte nun wieder Hoffnung, dachte, der Brief, der gar nicht in dem gewöhnlichen Stile meines Sohnes geschrieben ist, sei im Fieber geschrieben und reiste nach Hause. Vier Tage später erhielt ich ein Telegramm, mein Sohn sei gestorben.

Mein Schmerz war unermesslich. Ich reiste natürlich wieder nach B. und begab mich ohne Weiteres zum Hauptmann, in seine Wohnung. Ich weiß nicht, es trieb mich förmlich zu ihm.

„Was wollen Sie!“ schnauzte mich dieser an. Da stand ich nun in meinem grenzenlosen Schmerze,

mit meinem blutenden Herzen und statt der Trost- worte, die ich erwartete, dieser Empfang! In meiner begreiflichen Erregung, in meinem furchtbaren Schmerze kam es mir unwillkürlich über die Lippen: „Sie haben mir mein Kind gemordet!“

„Mensch,“ schrie der Hauptmann und packte mich fest am Arm, „ich werde Sie auf der Stelle verhaften lassen, wenn Sie nicht augenblicklich schweigen und machen, daß Sie fortkommen!“

„Ach so herzlos, so roh!“ — — —

Der unglückliche Mann biß die Lippen zusammen, um seine Gefühle zu unterdrücken. Zwei Thränen lösten sich von den feuchten Augen und rollten über die gerötheten Wangen. Nun vermochte er sich nicht mehr zu halten. Vom Schmerze überwältigt, brach er in ein so lautes und heftiges Weinen aus, daß es seinen ganzen Körper erschütterte.

Die beiden Redakteure im aufstossenden Zimmer schlichen auf den Behen herbei und umstanden feuchten Auges den sich seinem Schmerze hingebenden Mann, der, wie aus einer fremden Welt, zu ihnen, den armen Proletariern, gekommen war, um die Theilnahme und Hilfe zu finden, die er bei seinen Klassenossen vergeblich gesucht hätte. — Zu seinem großen Schmerze hatte der Mann noch eine Anklage wegen Offiziers- beleidigung erhalten. — — — — —

Eine tiefe Stille herrscht im Zimmer. Den heißen Kopf in die linke Hand gestützt, sitzt der Redakteur unthätig vor seinem Schreibtische. Er gedenkt der armen Leute, denen man die geliebten Kinder genommen, des alten Mannes, der sein tadel- loses, mühevolltes Leben nun im Gefängniß beschließen soll, des armen Weibes, das heute mit ihren vier Kindern auf die Straße gesetzt wird, und der un- glücklichen Eltern, die ihren einzigen Sohn beim Militär verloren haben.

Es klingelt.

Der Redakteur ist allein, seine Kollegen sind bereits weggegangen. Er geht und öffnet die Vor- saalthür.

Ein etwa fünfundsanzig Jahre alter Mann stürzt heftig herein.

„Ach, könnte ich noch den Redakteur sprechen, es ist so dringend!“ rief er und die Thränen schossen auch schon aus seinen Augen. „Ich wurde aus- gewiesen, ich soll morgen schon die Stadt verlassen,“ begann er heftig und erregt zu erzählen, „und ich habe Frau und Kind. Ich bin hier geboren, habe stets hier gelebt und nun soll ich fort! Ich hab mir mal etwas zu schulden kommen lassen, eine Urkundenfälschung. Dafür erhielt ich sechs Monate, die hab ich verbüßt, vor acht Tagen hab ich das Gefängniß verlassen. Meine Frau und das jetzt ein Jahr alte Kind waren so lange bei den Schwieger- eltern. Jetzt hab ich sie wieder hierher kommen lassen, habe eine Wohnung gemiethet und habe auch Arbeit — und trotzdem werde ich ausgewiesen! Ich muß Frau und Kind im Elende lassen und ein Vagabund werden. Können ich hier bleiben — Alles wäre wieder gut geworden!“

Er weinte heftig und trippelte ungeduldig auf dem Vorplaz umher.

„Weinen Sie doch nicht, weinen Sie nicht!“ rief ihm der Redakteur zu, der von den Aufregungen der letzten zwei Stunden sehr nervös geworden war. „Gehen Sie zum Polizeipräsidenten und bitten Sie ihn, aber, hören Sie, Sie müssen bitten, das Wörtchen „bitte“ gebrauchen. Wenn das nicht hilft, — — — dann kommen Sie wieder her!“ — — — — —

Der Redakteur nahm Hut und Stock und öffnete die Thür, um fort zu gehen. Er erschrak. Ein großer, kräftiger Mann mit aufgeblähtem, gerötheten Gesicht starrte ihn mit seinen großen, hervorstechenden, glastigen Augen an: Ein Irrensiniger.

Ohne auf die Einwände des Redakteurs zu achten, schritt derselbe, bei jedem Schritte mit seinem Stock hastig auf den Boden stampfend, in den Vor- saal. Der Redakteur wich, rückwärts gehend, zurück in das Zimmer, wohin der Geisteskranke folgte, ununterbrochen lichernd und plaudernd: „Hi, hi, hi! Ha, ha, ha, ha! Eine hoochwichtige Sache muß ich Ihnen erzählen, hoochwichtig! Ja, ja! Ja, ja!“

* Vergl. „Die Meteorite und ihre Organismen“ von Dr. Otto Hahn.

Im Zimmer angekommen erzählte er dann: „Ich bin im Siechenhaus. Ja, ja! Gucken Sie nur nicht so! Ich bin nicht verrückt! Bin ich verrückt? He, he? Ha, ha, ha, ha! Ja, ja! Ihr Freund, der alte Christian, den kennen Sie doch, he? he? Der ist auch im Siechenhaus. Der hat mich hierher geschickt. Ein alter, guter Kerl, Sie kennen ihn doch, he? Der ist auch nicht verrückt, ach was! Wir sind alle nicht verrückt! Ha, ha, ha, ha? Bin ich verrückt? He? Ich bleib nicht mehr im Siechenhaus, ich will raus. Die können mich doch nicht halten, he? he? — —“

„Heute hab ich meinen Ausgchtag. Ich will Ihnen eine hochwichtige Sache erzählen, hochwichtig! Aber es bleibt unter uns, he? he?“ — —

Er packte den Redakteur am Arm, zog ihn an sich und schrie ihm aus vollem Halse ins Ohr: „Der König Friedrich August lebt noch!“

„Ja, ja!“ erzählte er dann weiter, „der ist nicht todt, bewahre! Hi, hi, hi, hi! Ich weiß es, ja, ja! Drum hat man mich ins Siechenhaus gesteckt, ich weiß es! Ja, ja! Ich war früher Vorsitzender im katholischen Gesellenvereine. Da hab ich mal in seiner Wohnung geschrieben, da hats der Bischof einem Freunde erzählt, aber ich habs gehört, ja, ja! Dafür haben sie mich ins Siechenhaus gesteckt. Aber jetzt bleibe ich nicht mehr! Ich will raus! Bin ich verrückt? He, he?“

Er stampfte mit seinem Stocde fest auf den Boden, dann begann er wieder: „Ich war früher Tischlermeister. Hören Se, hören Se — —“

Er ging dichter an den Redakteur heran und starrte ihn mit seinen glasigen Augen fest an, dabei fortsetzend: „Die Pfaffen, ja, wissen Se, die Pfaffen, Alles genommen haben sie mir, Alles! Meine Frau, ha, ha, meine Frau! Aber gesehen hab ichs! Einen Kuß hat ihr der Pfaff gegeben, gesehen hab ichs!“

Seine Augen traten noch weiter hervor, er hob seinen Stocde mit der rechten Hand in die Höhe, ballte die linke Hand zur Faust und schritt langsam auf den Redakteur zu, dabei laut schreiend: „Der Pfaff, der Pfaff, der Pfaff!“

Dem Redakteur lief der Schweiß von der Stirne herunter, langsam wich er bis zum Fenster zurück. Hier klopfte ihm der Irrsinnige mit der linken Hand auf die Schulter, kicherte und bemerkte dann ganz ruhig: „Nichts für ungut! He? he? Es bleibt doch unter uns? He? Ich nehme mir 'n Rechtsanwalt, ich will raus, ich bleibe nicht im Siechenhaus! Ich wills den Pfaffen schon zeigen!“

Dem Redakteur kam ein rettender Gedanke, um sich des Geisteskranken, der keineswegs ungefährlich war, zu entledigen. Er bedeutete ihm, daß er jetzt eilig gehen müsse, sonst treffe er keinen Rechtsanwalt mehr an.

„Ja, ja, ich geh! Nichts für ungut!“

Damit wandte sich der Kranke um und ging. In der Vorplatzthür blieb er stehen und wollte nochmals umkehren. Er habe noch was Hochwichtiges zu erzählen, meinte er. Jedoch der Redakteur hatte genug; er schlug die Thür zu und eilte die Treppe hinunter.



Jammer.

Von Willy Wack.

Es ist Vormittags gegen elf Uhr. Der Weltstadt draußendes Leben durchrollt die Andern Berlins, seine Straßen, und über dem geschäftig hastenden Getriebe ruht der milde Sonnenschein eines klaren Herbsttages. Auch in die Potsdamerstraße, im Viertel der Vornehmen, ergießt die allgütige Segenspende ihre lauen Lichtwellen. Das welke, dem Tode verfallene Laub der großen Bäume am Straßenrande erschauert noch einmal wonnig unter dem liebevoller Berührung und es erglänzt in den wunderbarsten Farbmischungen. Leis, ganz leis umsäufelt die Luft die Wanderer all, die zwischen den großen Steinhäufen der Häuser hindurchstehen, die aber achten das nicht. Vorwärts — immer vor-

wärts! ist ihr rastlos Streben. Nur hier und da halten sich Einige auf, zur Befriedigung ihrer Wünsche und Begierden, oder um den Auftrag Anderer auszuführen, die sie zu ihrem willenlosen Werkzeug gemacht. Dann geht es beflügeltes Schrittes von Neuem weiter, oder zurück den Weg, den sie gekommen. Nervöse Gast spiegelt sich auf der Stirn der Meisten, das Zeichen der Zeit, der sie angehören. So geht es die Straße hinauf und hinab, ruhelos, voller flüchtiger Reibungen, aber ohne besondere Störung. Ein ewiger Wechsel der Gestalten: Beamte, Handwerker und Arbeiter, Handlungstreibende und Offiziere, Frauen und Mädchen aller Stände. Auch Leute, denen des Lebens bittere Sorgen fremd sind, die an den Freuden des vorigen Abends nicht genug hatten und die erst jetzt den Weg aus den Armen der Venus vulgivaga zum eigenen Heim fanden. Und inmitten dieser Brandung ein Mensch, den sie nicht berührt, der das freudig-freiwillige oder gezwungene leidige Fasten längst verlernt zu haben scheint. In sich zusammengesunken, den Kopf vornüber geneigt, als wollte er sich von der Außenwelt abschließen, so lehnt er am Gitter eines Weinrestaurants. Aus den kurzen Ärmeln seines schädig dünnen Jacketts, das Ordenszeichen zieren, gucken dürre Arme fast bis zur Hälfte hervor. Spuren irdischer Vergänglichkeit trägt auch die Beinhühlung, und ihr gleicht auch das Schuhwerk. Dazu ein Hut, dessen ursprüngliche Farbe nicht zu erkennen, ein fester Stab zum Stützen, und um den Hals ein Ledertäschchen gehängt, wie es vor langer, langer Zeit einmal modern war. Vor sechzig Jahren und mehr mochte die Tasche schon dem Urahn des Mannes gedient haben. Verwittert, wie das Kostüm, so auch die Gestalt. Sie hängt mehr an dem Eisenanne, als sie daran lehnt, und zeugt so davon, daß ihre Kraft die Glieder längst verließ. Das Antlitz voller Runen, wie sie nur körperliches und seelisches Leid mit unbarmherzigem Griffel hineinzuzeichnen vermögen. Halb beschattet vom Hute, erscheint es noch fahler und vergrünt. Da kühlt es sacht ein Sonnenstrahl von der Seite, aber vergeblich müht sich der heitere Gefelle, Energie, Lust zum Leben, in dem Weltfremden hervorzuzaubern. — An ihm vorbei drängen die Menschen.

Nur Einer bleibt stehen, als sein Blick ihn streift, wie festgebannt durch eine unsichtbare Gewalt. Unbemerkt von Jenem, unbeachtet von der Menge. O — er kennt ihn, den Todtmüden, der dort leht; er kennt ihn, und doch hatte er ihn vor nicht viel mehr als einer Stunde zum ersten Male gesehen. In dem Prachtbau aus Sandstein war es, der unweit stolz und in vornehmer Ruhe emporragt zwischen Privatgebäuden mit Vorgärten, und der dazu dient, Heim zu sein einem der vielgepriesenen Wunderwerke sozialen Schaffens: dem Reichs-Versicherungsamte. Sein Hirn vibriert in unennbar schnellen Schwingungen und zaubert ihm blitzschnell das Bild vor Augen, das er dort wieder einmal vom menschlichen Leide gewonnen. Fernher, aus der Provinz, ist der Unglückliche da drüben gekommen, ein Opfer der Arbeit, sich die verweigerte Unfallrente zu sichern. Man hatte ihn in der zweiten Instanz abgewiesen; des Gesetzes Wortlaut sollte der Bewilligung entgegenstehen. Es sollte kein „Unfall beim Betriebe“ vorliegen, denn sein Arbeitgeber hatte ihn just zur Unfallzeit in der Hauswirtschaft arbeiten lassen. Dann hieß es auch, die Gebrechlichkeit des Mannes in ihrer ganzen Ausdehnung sei keine Unfallfolge. Entweder wäre sie eine Krankheit für sich oder — simulirt. Voller Vertrauen hatte er nun an die hohe Reichsbehörde appellirt, ihm sein Recht zu geben. Mit Thränen in den Augen und bebender Stimme, die Worte halb verschluckend, lehnte er sich auf gegen den Vorwurf, sein Leiden zu erheucheln. Sein Leben wäre Mühsal und Arbeit gewesen, nie aber habe er sich vor der Arbeit gekümmert. Stets hätte er auch dem Staate treu gedient — und er wies auf die militärischen Ehrenzeichen an seinem Rocke. Und dann kamen bittere Anklagen über seine Lippen; Anklagen gegen die Behandlung der Ärzte, Anklagen gegen das ihm unbegreifliche Vorgehen der Berufs-genossenschaft. Nicht vermochte er zu begreifen, wie

man ihn gerade ausschließen könnte von den Wohltaten der Versicherung, von denen er so viel gehört hatte. Er hat schließlich, man möge doch seine Familie nicht in Noth und Glend unkommen lassen. Ihm selbst kön e ja Niemand mehr helfen, er könnte ja ruhig zu Grunde gehen. Darauf wurde das Gutachten einer Autorität auf dem Gebiete der Nervenheilkunde verlesen, das noch vom Amte eingeholt worden war. Es gab Aufschluß über sein eigenartiges Leiden. Direkte Folge des Unfalles sei es nicht, aber doch indirekt zurückzuführen darauf; psychisch wäre es zu erklären, es sei mehr nervöser Natur. Der Kläger, ein seelisch empfindsamer, gemüthvoller Mensch, habe nicht robuste Kraft genug gehabt, den Einwirkungen seiner bedauerlichen Lage nach dem Unfalle zu widerstehen. Trostlos und öde sei ihm damals seine und seiner Familie Zukunft erschienen. Der Streit um ein angeblich vorenthaltenes Recht hätte ihn verbittert und in seiner Vorstellung die vorhandenen Schmerzen riesig verschärft, ihn auch da solche empfinden lassen, wo thatsächlich keine waren. Verfall der Körpers und Schwächung der Nerven seien schließlich unausbleiblich gewesen. Ohne die unbeabsichtigte Selbstbeeinflussung wäre er jetzt allerdings ein arbeitsfähiger Mann, aber jene Autosuggestion sei nur im Zusammenhange mit dem Unfall denkbar.

So günstig die Feststellung des berühmten Psychiaters auch war, der Arme wurde doch abgewiesen. Der Präsident verließ, sichtlich bewegt, über den Wortlaut des Gesetzes komme der Gerichtshof nicht fort. Der sage nur für Unfälle beim Betriebe eine Rente zu, hier aber sei das Unglück in der Hauswirtschaft des Arbeitgebers über den Verlegten gekommen. Gebrochen wankte dieser hinaus. Während draußen leise säuselnde Winde riesige Kastanien ihrer absterbenden Blätter beraubten, da hatte man ihm der Hoffnungen letzte genommen.

Der Beobachter am Straßenrande spürt von Neuem den Schmerz schneidend seine Seele durchzucken, den ihm der Nothschrei des Einsamen im hohen Gerichtssaale bereitet hatte; doch wie vorhin, kann er auch jetzt nicht helfen. Nicht einmal trösten kann er Jenen, denn auch er muß weiter, immer weiter! Es ruft ihn die Pflicht des Berufes. Und was nützt auch der Trost ohne Hilfe! Wäre er hier nicht blutiger Hohn, müßte er nicht abprallen an all dem namenlosen Jammer, der sich vor ihm aufthut? Nein, nicht quälen; vorwärts, nur — vorwärts! Noch einmal umfaßte er die Gestalt mit seinen Blicken, so inbrünstig, als wollte er das geschaute Glend ganz in sich anfassen. Dann schaute auch er unter in dem großen Strome der Vorüberwallenden. —



Bu unserem Bilde.

Charon. (Zu unserem Bilde.) Erst dem düsteren, weltfächtigen Glauben des Christenthums ist es gelungen, der großen Menge der Kulturvolker das Erdendasein lediglich als eine Prüfungs- und Vorbereitungszeit für ein ewiges Leben im Jenseits darzustellen; die unbeschreibliche Herrlichkeit des Paradieses soll des Gläubigen, die nie endende Qual und Marter der Hölle des Verworfenen harren. Dem schönheitsdürstigen, freudetrunkenen hellenischen Alterthum war das Leben Ein und Alles; das gleiche Däuser der Unterwelt deckte Gerechte und Ungerechte. Wie trübe klingt nicht die Klage, die Homer selbst dem Schatten des Nationalhelden Achill in den Mund legt! Eine charakteristische Szene aus der griechischen Unterwelt führt uns unser Bild vor. Charon, der unterirdische Fährmann, führt die Seelen einer Anzahl Abgeschiedener in seinem Boote über die Ströme der Unterwelt in das Reich der Schatten. Stille Ergebung, Stauen und Bewunderung und finstere Verzweiflung malen sich in den Mienen der Bootinsassen. Um das Fährboot schwimmt mit Geberden düsterer Apathie oder verzweifelter Wuth eine Reihe weiterer Seelen; es sind dies jene, denen seine mitleidige Hand einen Obolus, das Ueberfahrts-geld für den Fährmann, mit auf den Weg gegeben und denen darum der Eintritt in die Unterwelt so lange versperrt ist, bis sie den starren Sinn Charons erreicht haben.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstr. 90, richten.